

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 7 (1955)
Heft: 1

Artikel: Geben ist seliger als Nehmen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-962560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Frau zu Frau

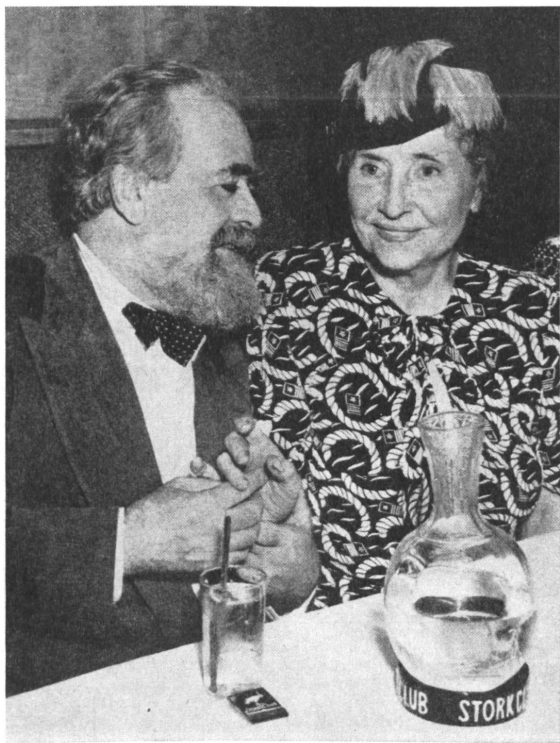
Geben ist seliger als Nehmen

EB. Wie haben wir uns bemüht, die ganze Festzeit hindurch und lange vorher, zu geben. Und nun setzen wir uns beinahe etwas erschöpft und übersättigt vom Geben hin. Das versprochene Glücksgefühl will sich nur so halb einstellen, und doch haben wir den Eindruck, genug und mehr als genug gegeben zu haben.

Ueber allem Geben haben wir vielleicht vergessen, auch eine christliche «Nehmerin» zu sein. Warum eigentlich hämmert man uns das Gegenstück des berühmten Spruches «Geben ist seliger als Nehmen» nicht ebenso ein? Es würde ungefähr heißen: «... aber Nehmen ist schwerer als Geben.» Nehmen, annehmen ist schon bei Geschenken nicht immer ganz leicht. Lächeln, wenn wir lieber etwas anderes gehabt hätten; danken, wenn wir lieber verzichten möchten; kurz, den Gebenden selig machen — es verlangt oft Selbstüberwindung. Und doch wird die Geste des Gebenden erst durch den Nehmenden ihre Erfüllung und Vollendung finden.

Viel schwerer aber wird das Nehmen und das Annehmen, wenn es sich um Dienstleistungen handelt, voll Stolz von sich gegeben. Sie alle haben nicht daran gedacht, daß damit eine Geste der Liebe verdorrt ist und daß sie aus Egoismus nicht angenommen haben. Sie haben nicht daran gedacht, daß sie gerade mit dem Annehmen einen andern Menschen glücklich gemacht hätten.

Wir haben über die Festtage wohl zum größten Teil zu den Schenkenden gehört, und nur wenige unter uns werden zu den nur Nehmenden gehört haben. Und doch haben diese nur Nehmenden eine ebenso große Rolle zu spielen. Sie geben uns erst die Möglichkeit, uneigennützig zu sein und zu werden. Wir brauchen sie, wir brauchen sie dringend, alle jene Kranken, Armen, Verlassenen, Behinderten. Wo denn sonst sollen wir von uns selbst geben, ohne etwas zurückzuerwarten? Wo denn sonst sollen wir unsern Mantel teilen?



Helen Keller, blind, stumm und taub, feiert fröhlich Weihnachten mit einem befreundeten Bildhauer. Verständigung ist nur mit den Fingern möglich.

Das alles ist uns selbstverständlich, solange wir der gebende Teil sind. Dann spüren wir auch, daß das Geben und Nehmen nie einseitig zu bleiben braucht und daß es in Wirklichkeit gar keinen «nur Nehmenden» gibt, wenn er es nur über sich bringt, uns ein Lächeln, ein Aufleuchten, einen Händedruck, einen Dank oder auch nur ein Lallen zurückzuschicken. Wenn wir selbst aber an jener Stelle stehen, dann versagen wir. Wir nennen es Stolz, wenn wir uns verbittert dagegen aufbäumen, wenn wir uns verkriechen und nichts annehmen wollen. Wir meinen uns damit und spielen den Unverstandenen oder den Mär-

tyrer. Nein, es ist ganz einfach Egoismus. Es gibt kein anderes Wort dafür. Wir sind zu egoistisch, zu feige, zu kleinlich, um dem andern unser Lächeln, unser Aufleuchten und unsern Händedruck zu schenken.

Was ich uns allen wünsche? Daß wir irgendwann im Leben der Nehmende werden müssen. Schenken macht leicht übermütig, hochmütig — das Nehmen-müssen führt alles auf sein Maß zurück, es macht bescheiden und demütig — Eigenschaften, die heute von ihrem Klang verloren haben und doch immer gleichviel wert bleiben.

Ein sonderbarer Neujahrswunsch: Laßt uns nehmen lernen! Es braucht keine Vorsätze dazu, die ins Nichts zerrinnen; es braucht nur ein Warten und Bereitsein. Es hat nichts Spektakuläres an sich, es läßt sich nicht Staat damit machen wie mit einem kostbaren Geschenk. Aber wollen wir denn nicht den Weg finden zu Stillere, Besinnlichere? Laßt uns nehmen lernen!

Die Stimme der Jungen

Das letzte Wort hat Cinemascope

chb. Mit diesen Worten kündigt die 20th Century-Fox eine Uebersicht ihres Produktionsprogrammes der Jahre 1954 und 1955 an. Und der immer rascher anwachsenden Reihe von technischen Systemen für drei Dimensionen, Breitleinwand und stereophonischen Ton nach, scheint man in Hollywood wirklich die Zukunft der Filmindustrie — ob auch der Filmkunst bleibe dahingestellt — in diesen neuen Errungenschaften zu sehen. Immer mehr, immer größere, anerkanntere Regisseure finden wir mit dem Drehen von plastischen Filmen beschäftigt: John Ford, Elia Kazan, William Wyler haben sich der neuen Sache verschrieben, der nun auch in Deutschland und Frankreich (René Clément) die ersten Tribute gezollt werden.

Diesen Tatsachen nach sollte man meinen, liege wirklich der weitere Weg des Films bei der vervollkommneten Illusion der dritten Dimension in Bild und Ton. Sehen wir uns aber die Ergebnisse der fortschreitenden technischen Perfektion an, so melden sich eine Menge sehr berechtigter Bedenken.

Es ist zu begreifen, daß noch keiner dieser Filme eine geglückte Verbindung der neuen Technik mit der Filmidee brachte. Denn weder ist eine vollständige Dramaturgie des Breitleinwandfilms geschaffen, noch beherrscht auch nur ein einziger Chefoperator die neuen Gesetze von Bildausschnitt, -aufbau und -folge. Daß uns aber Kurzfilmstreifen, in den neuen Systemen hergestellt, vorgesetzt werden, von welchen nicht bloß der Fachmann, nein, auch der Laie sogleich merkt, daß es sich um die ersten «Gehversuche» eines Operateurs, eines Regisseurs in der dritten Dimension oder auf der Breitleinwand handelt, hinterläßt ein Gefühl, als hätte man im Theater der ersten Kostümprobe eines Ensembles beigewohnt. Solche Experimentierfilme, deren Äußeres, wie Dekoration oder Kostümierung, meist so schlecht ist, daß es in einem zweidimensionalen Film der Produzent selbst niemals durchlassen würde, verleiden dem Publikum schon jetzt die Sensation des «vollkommenen Filmes» gänzlich, denn zu leicht sind Mängel und Irrtümer zu erkennen.

Die Möglichkeit der *Breitleinwand*, bei Panoramaaufnahmen ein möglichst großes Blickfeld zu bekommen, ist wertvoll. Daß durch dasselbe Verfahren aber viel grundlegendere filmische Stilmittel außer Kraft gesetzt (z. B. die Großaufnahmen) oder in Frage gestellt (z. B. die gesamte Montage) werden, ist ein Grund, das Breitleinwandverfahren abzulehnen. Solange in einer Großaufnahme von zwei menschlichen Gesichtern, noch in derselben Größe die völlig belanglose Windschutzscheibe eines Autos erscheint (damit das Bild ausgefüllt ist), was zu einem Stilbruch führt (denn die Großaufnahme wird dort eingesetzt, wo alles, was sich im Bild befindet, seine bestimmte Bedeutung hat), so bedeutet das ein sich dem technischen Verfahren Unterordnen, eine Abhängigkeit von einem Werkzeug, das man nicht zu beherrschen versteht.

Anders liegt der Fall beim *plastischen* Film. Auch dieser ist nur dann berechtigt, so lange er eine Bereicherung der filmischen Darstellungsmittel bedeutet, z. B. wenn die Idee eines ganzen Filmes auf ihm beruht.

Was die dritte Dimension sein kann, meist aber aus technischer oder inhaltlicher Schwäche nicht ist, nämlich ein zusätzliches Hilfsmittel (das eben auch von der inhaltlichen Konzeption des Filmes her richtig eingesetzt werden muß), das ist in erfreulichem Maß dem *stereophonischen Ton* gelungen. Beim Breitleinwandverfahren eine Notwendigkeit, würde er auch beim Normalfilm eine begrüßenswerte Vervollkommnung darstellen. Seine Entwicklung ist geringeren Schwierigkeiten unterworfen, die ihm noch anhaftenden Schwächen sind weniger sichtbar, und sein Effekt: Die Stimme aus dem Hintergrund links, wo hinter dem Baum eine Frau steht und ruft, kommt wirklich von dort und nicht ungefähr aus der Mitte der Leinwand, wirkt echt.

Es ließe sich einwenden, der Zweck des plastischen Bildes und des stereophonischen Tones zeigen denselben Erfolg: Die Verdeutlichung einer schon selbstverständlich gewordenen Illusion, und deshalb seien beide überflüssig. Dieser Tatsache möchten wir entgegenhalten, daß unser Auge, mit dessen Hilfe wir über achtzig Prozent sämtlicher Wahrnehmungen machen, ein vollkommener ausgebildetes Empfindungsorgan ist als unser Ohr. Daß also ein «Nachhelfen» im Empfinden beim Ohr notwendiger und damit berechtigter ist.

Wir errachten die Bedeutung dieses neuentwickelten Verfahrens nicht für so wichtig, wie es Ende der zwanziger Jahre der Tonfilm darstellte, aber mit René Clair möchten wir sagen: «Wir wenden uns nicht gegen eine große Entdeckung, sondern dagegen, daß sie so unzulänglich genutzt wird.»